

In Dunkel gehüllt.

Rome: von H. Wilden.

(17. Fortsetzung.)

Da schlug die volle Klänge des Lotos auch schon an sein Ohr und überhob ihn der Peinlichkeit, die herbeigeführt und so kläglich in die Bräutigamsgänge Ausprägung fortzuführen.

„Ich bin von dem Vorleben Ihrer Frau Gemahlin unterrichtet,“ sagte Liselotte mit einem abweisenden Zug in dem stolzen Gesicht. „Bemühen Sie sich nicht, Herr Baron!“

„Sie wissen von meiner Frau Vorleben?“ stammelte der Baron. „Und Sie kamen doch her?“

„Als ich die Stelle annahm, wußte ich von nichts. Ich bin erst später davon unterrichtet worden.“

„Und werden Sie nun gehen?“ fragte der Baron ganz fassungslos. „Ihre Weiden sehen ich eine Unmöglichkeit. Sein Herz trampelte sich schmerzhaft zusammen, wenn er daran dachte, daß er dieses stolze, junge Geschöpf nicht mehr um sich sehen sollte, daß der schöne Traum, den er so selbstlos und bescheiden in sein Innerstes zurückgedrängt, ausgeträumt sein sollte.“

„Doch Liselotte blickte ihn groß, verwundert an.“

„Weshalb gehen? Ich habe keinen Grund, eine Stätte zu fliehen, an der man mir nur Liebes erwies.“

„Liselotte!“ schrie der Baron, sich in seinem Glücke vergründend. „Der Gong, der nach alter Gewohnheit eine Viertelstunde vor der Essenszeit die Bewohner von Rodenfort zu Tisch rief, ertönte. Und unter den ohrenbetäubenden Schlägen ging der Hauptbesuch des Barons ungehört verloren.“

„Man hatte keine Zeit mehr mit Reden zu verlieren. Was konnten auch alle Worte noch nützen, sie wären so armselig gewesen gegenüber dem großen Glücke: Liselotte Ollenschläger wollte bleiben!“

Es war ein Jubeln und Klängen in Wenzing Lüderich's Herzen. „Herrgott, eine Seligkeit!“

Der Baron verabschiedete sich mit einem warmen Händedruck. Er wollte nicht an der Seite von Fräulein Ollenschläger ins Haus zurückkehren. Liselotte bemerkte die Absicht und lächelte.

„Dem Baron aber war seit Jahren nicht mehr so leicht und froh ums Herz gewesen.“

„Liselotte!“ Der Name zitterte auf seinen Lippen. „Wenn Du wüßtest, Du stolzes Kind, was Du mir bist! Der Andern galt einst meine Leidenschaft, aber aber fühlte ich für Dich, Du holde, süße, Einzige!“

Es war am folgenden Tage. Liselotte empfing den heißersehnten Brief von der Mutter. Zwar war sie beim Lesen der flüchtig hingeworfenen Zeilen recht enttäuscht; dieselben streiften nur ganz vorübergehend das tragische Geschick ihres Hauses. Leonie freute sich, daß es Liselotte an ihrem neuen Bestimmungsort gefalle, bewachte den noch immer anhaltenden apathischen Zustand des Gatten, um sodann zu ihren eigenen Angelegenheiten überzugehen. Diese erschienen ihr von hoher Wichtigkeit; es war ein abwechslungsreiches Leben, das sie führte; Beschreibungen auserwählter Toiletten aus der Dresdener Gesellschaft — alles dieses füllte leicht einige Seiten des Briefpapiers an.

„Alles in allem aber war Liselotte wegen der Mutter doch beruhigt. Sie fühlte sich wohl bei den Freunden, das mußte vorläufig genügen.“

„Ueber die Begegnung mit Guido von Hofstedt hatte Liselotte viel nachgedacht. Einmal aus dem Grunde, weil sie es der Baronin von Lüderich gegenüber als Pflicht ansah, Kreuze zu meiden, die dieser verschloffen waren; andererseits war es aber auch notwendig, dem Bewerber so viel wie tunlich aus dem Wege zu gehen, um ihm nicht das zuzugestehen, seinen Antrag zu wiederholen.“

So schämte Liselotte sich doch nicht kommen, daß sie sich entschloß, Baron Guido von Hofstedts Gattin zu werden.

man sie gestern beobachtet, als sie auf dem hiesigen Gebiet dem Baron begegnet war.“

„Ja, ja,“ sagte Liselotte, „man hat Sie gesehen! Sie brauchen wirklich nicht so rot zu werden.“

Liselotte warf den Kopf stolz in den Nacken. Ein halb verächtlicher Blick streifte die rothaarige Frau. „Baron Hofstedt ist ein alter Bekannter aus meinem Elternhause,“ erklärte sie kurz.

„Ah!“ machte Liselotte. „Von mir ist auch eine alte Bekanntschaft. Oh, was war Baron Guido für ein heißer Courmacher! Ja, mein liebes Fräulein, ich war einst eine viel umworbene Person; Sie können mir glauben, ich entbehre mancher. Man kann, wenn man einst von den besten Kabarettiers umschwärmt wurde, sich nicht so leicht in ein ehrsüchtiges, philistinisches Eheleben hineingewöhnen.“

„Doch, was erzählt sie Ihnen das, Sie unerfahrenes Kind!“

Liselotte war aufs höchste betroffen über das unartige, taktlose Benehmen in Gegenwart ihres Gatten. Sie warf einen unsicheren Blick zu dem Baron hinüber, welcher blaß, mit festgeschlossenen Lippen und nervös zuckenden Fingern dasah.

„Ich wußte ja gar nicht, daß ihm das Gut Helmhausen gehört und er es nur in Pacht gegeben,“ plauderte Liselotte weiter. „In den drei Jahren war er nicht hier. Ich wunderte mich, ihn vor ein paar Tagen, allerdings nur aus der Ferne, zu sehen. Aber wenn er ein Bekannter von Ihnen ist, da werden Sie wohl der Magnet sein, der den vertriebenen alten Gatten hierher zieht. Eigentlich bildete ich mir etwas auf sein plötzliches Erscheinen ein,“ fuhr die Baronin unbeeinträchtigt die Anwesenheit ihres Mannes fort.

„Man kann bei den Männern auf alles gefaßt sein, sie sind so unberechenbar. Gott, aber wie ist der Mann gealtert. Der reine Mummelstreis. Entsetzlich! Da ist alle Rachhilfe vergebens. Eine Schönheit war er ja nie, aber kipp-topp, kann ich Ihnen sagen!“

Der Baron erhob sich. „Ich habe noch zu arbeiten, Sie verzeihen, meine Damen.“

Er ging hinaus, und durch Liselottes Herz zog ein grenzenloses Mitleid mit dem einsamen, unglücklichen Mann. Was war das für ein Leben an der Seite dieser — dieser roten Gola! O Gott, was für ein Leben!

Wohlleicht um eine einzige, verlebte Stunde ein ganzes Leben verpfuscht! Liselotte sagte laut hinter dem Gatten her.

„Das mag er natürlich nicht hören. Er weiß ja, daß es wahr ist. Wer von den Hamburger feinen Dingen ist da nicht in meinem Salon aus- und eingegangen. Verheiratete und Unverheiratete. Die ersten kreischen meist noch toller als die jüngeren. Ra, Fräulein, kommen Sie mal mit in meine Gemächer. Wir wollen noch ein wenig über den vertriebenen Hofstedt plaudern. Ich habe mir einige feine Liebesbriefe aufgehoben; sie schreiben verstand er wirklich. Sie werden sich, da Sie ihn kennen, dafür interessieren.“

Liselotte wollte abwehren; sie wollte sagen, daß das Barons Liebes-aventuren sie wirklich ganz kalt ließen, aber weshalb der Frau ihr Vergnügen, in ihren Erinnerungen zu schwelgen, hören? Außerdem war sie ja da, sich nach den Wünschen ihrer Herrin zu richten, zu deren Heidertrieb zu ihrer Verfügung zu stehen und nicht ihr eigenes Denken und Empfinden in den Vordergrund zu stellen.

So folgte sie der Baronin die breite, teppichbelagte Treppe hinauf in ihr spezielles Reich.

Gisela schob ihren Arm in den des Liselottes.

„Sehen Sie, liebes Fräulein,“ erklärte sie mit einem Seufzer, „die Erinnerung an die Glanzzeit meines Lebens ist nun das einzige, was mir geblieben. Glauben Sie mir, es tut niemals gut, aus der heimischen Erde in ein fremdes Exotikum verlegt zu werden.“

Die beiden Damen standen vor dem kleinen eleganten Schreibtisch der Baronin. Diese öffnete verschiedene Schächer, und wie es ihre Gewohnheit war, brachte sie alles in wirrem Chaos durcheinander auf die Platte.

Sie sagte, sich gleichsam zur Ruhe zwingend: „Gnädige Frau, dürfte ich den seltsamen Briefschreiber noch einmal sehen?“

„Gewiß, sofort, gnädiges Fräulein!“ hastig ließ Gisela die Worte hervor, während ihre Augen das junge Mädchen unsicher streiften.

„Ah!“ setzte sie aufatmend hinzu, „hier ist der Brief, den ich Ihnen besonders gern zeigen wollte.“

Sie zog Liselotte in das Nebenzimmer.

„Sehen wir uns,“ plauderte sie in nervöser Hast weiter, wie jemand, der um jeden Preis den andern etwas vergessen machen will. „Und nun lesen Sie! Hier haben Sie das Schreiben. Ich bin begierig, was Sie dazu sagen werden.“

Liselotte folgte dem Brief auseinander; sie richtete ihre Augen darauf, lesen aber konnte sie nichts. Immer wieder wanderten ihre Gedanken den Weg zu dem Briefschreiber zurück.

Es war ein seltsames Exemplar. Liselotte glaubte annehmen zu dürfen, daß kaum ein zweites davon existierte. Er bestand aus einer Doppelseite, auf welcher aus Silber ein grünender Schmelz als Griff angebracht war.

Dieser Briefschreiber hatte, so lange Liselotte sich erinnerte, auf Tante Millis Schreibtisch gelegen. Er hatte ihr immer ein wenig Geauen eingeklopft, als sie noch jünger war. Woher die Tante diesen seltsamen Gegenstand hatte, wußte sie nicht; es konnte ja sein, daß er durch irgend einen Scherz in ihren Besitz gelangt war. Er konnte ja auch aus dem Nachlaß ihres Gatten stammen.

Liselotte glaubte mit Recht annehmen zu dürfen, daß wohl schwerlich ein zweites Exemplar irgendwo existierte, und daß es sich hier wirklich um den Briefschreiber ihrer Tante handelte.

Diese Annahme wurde durch das seltsam verführerische Wesen der Baronin in ihr noch bestärkt.

Wie aber sollte diese in den Besitz des Briefschreibers gekommen sein? Kurz vor der Ermordung ihrer Tante hatte das junge Mädchen ihn noch an der alten Stelle liegen sehen; auch erinnerte sie sich, daß Onkel Max denselben in dem Nachlaß vermisste, da er dieses Unikum gerne an sich genommen hätte.

Was in der Horner Villa bemerkt wurde, entbede sie nun in dem Schreibtisch der Baronin. Es konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen. Die eine Seite war, vielleicht durch unvorsichtige Behandlung, ein wenig abgekochten. Auch dieses stimmte.

Liselotte gab den Brief der Baronin zurück.

„In der Tat —“ stammelte sie, und wäre sicher in Verlegenheit geraten, welches Urteil sie über denselben abgeben sollte, wenn ihr die Baronin nicht in die Rede gefolgt.

„Nicht wahr, süßend, poetisch, originell! Aber so war er. Ra, Sie kennen ihn ja. Und nun betennen Sie mal Farbe, Sie kleine Verschwohene! Interessiert sich der Alte für Sie? Es wäre nicht unmöglich, daß er, überfüllt von den Lebensgenüssen, Ihnen den elenden Rest seines Seins anbieten würde. Sehen Sie, Sie werden schon wieder rot. Ich bin verschwiegen, Fräulein Ollenschläger, mir können Sie sich offen anerkennen.“

Liselotte hörte kaum auf das Gebrede.

Der Briefschreiber, der Briefschreiber!

Was hatte es für eine Bewandnis mit dem?

„Frau Baronin, verzeihen Sie meine Festfreiheit,“ suchte sie sich zu entschuldigen. „Ich befinde mich momentan in einer so großen Aufregung. Sie sind doch imstande, mir das Rätsel aufzulösen: Woher haben Sie den seltsamen Briefschreiber?“

Die drei Varjen.

So wurden die drei Schwestern von einem Wetter kochenderweise genannt. Zwar wollte er damit nicht ihr Keuteres treffen, denn selbst der Freud mußte zugeben, daß sie Unspruch auf das Prädikat schön erheben konnten. Aber — leider! — Ja, es muß gesagt werden, wenn es auch schwer fällt — aber — alle drei Schwestern hatten künstlerische Ader.

Was das heißt und was das bedeutet, konnte nur allein der Vater in seiner ganzen Tragweite erfassen. Die Meiste bemühte sich auf dem Klavier ihren Fingern die Gewandtheit der Mäuse zu geben, die zweite entbede in ihrer Kehle Gold und versuchte dieses edle Metall in Form von wohlgeklungenen Tönen ans Licht zu ziehen. Vor der Hand war aber noch reichlich viel Schläde dabei und es war somit weniger als ein Genuss, dieser Entbedung zuzuhören.

Die dritte war noch nicht ganz schlüssig, ob sie zum Pinsel oder zur Feder greifen sollte. Da aber die Malerei durch die Vermeidung des Wasser und das Farben sich etwas verteuert und sozusagen etwas Betriebsamkeit verlangt, entschied sie sich für die Feder.

Der Herr Papa sagte gar nichts zu dieser Schicksalsgöttin. Da ihr Beruf ziemlich friedlich verlief, sah er mit gefasstem Mut den Dingen zu, die da kommen sollten.

Vorläufig klangelte es nur öfters am Tage. Das war der pflichtgetreue Briefträger, der tagtäglich die Manuskripte wieder zurückbrachte. Die Frau Mama trug sie zu ihrer Tochter mit jener mitleidvollen Miene, mit der Mignon begrüßt wird — „was hat man Dir, Du armes Kind getan!“

Aber als dann auch mal zur Abwechslung die Geldpost kam, meinte sie gerührt: „Weißt Du Kind, wir sagen es jetzt keinem Menschen, daß Du Schriftstellerin bist. Später ist immer noch Zeit dazu — und dann bist Du schon bekannt.“

Doch als die gute Mutter wieder Kränkchen hatte, war ihr das Herz so bewegt, daß sie, eine Träne des Stolzes in den Augen verbergend, sagte: „Meine jüngste Tochter ist Schriftstellerin geworden.“

Ein Generalpaus entstand. Etliche Minder glauben gebotene Tausen fangen zu müssen — sie blieben offen stehen. Während aus einigen Augenpaaren gelbe Funken zu springen schienen. Und eine Tante begab sich sofort nach Haus und schloß sich in ihr Kämmerlein. Als sie nach vier Wochen wieder sichtbar wurde, hatte sie einen tief schwarzen Zinnenfleck am Mittelfinger der rechten Hand und unter dem linken Arm trug sie ein Bündel Papier geklemmt. Ihr geistiges Kind, das sie geboren.

Natürlich wurde die jüngste Tochter von allen bekannten und unbekannt Menschen mit der Frage begrüßt, ob sie schon ein Buch herausgegeben hätte. Da sie mit der „anerzogenen“ Bescheidenheit, über die jede „höhere“ Tochter verfügen muß, verneinte, bedauerte man es sehr und machte dazu eine weisende Miene, die in Worte gefaßt lautete: „Ich hätte sonst ein Buch von Ihnen gekauft!“

Von ungenügenden Seiten wurde ihr aber zu gleicher Zeit versichert, daß man Stoff zu einem Roman habe. „Oh, wenn ich Ihnen das erzählen könnte, oh!“ Man machte furchterliche Augenmuskeln dabei. Der Schriftstellerin schlug schon in Erwartung bäuglich das Herz — aber natürlich vergeblich. Auf die Geschichten wartete sie heute noch.

Da nun die singende und die spielende Schwester nicht daran gingen, den Familiennamen mit goldenen Lettern an den Kunststimmeln zu schreiben, blieb der Jüngling dieses erbedende Amt überlassen. Sie wurde „Jugosagen, von allen Seiten dazu getrieben“ — oder dichterisch gesprochen — man winkte ihr mit dem Zaunpfeil.

So ging sie denn auf die Suche nach einem Verleger. Und wirklich, sie fand auch einen so gutmütigen Menschen, der ihren Roman drucken wollte. Die Sache klang ja zwar unglücklich — aber das Leben ist ja manchmal so —!

Und richtig, eines Tages bekam sie einen schweren Ballen geschickt. Als sie öffnete, fand sie ihr Buch, gedruckt und gebunden. Das war der größte Augenblick ihres Lebens.

Frau Mama drückte die Tochter freudig aufschuldigend an ihr Herz und der Herr Papa fragte zögernd: „Nun bist Du wohl mächtig reich?“

„Aber Papa! —“ Nichts verdiente ich! Das ist doch selbstverständlich! — Was denkst Du! — Ehrenfache!“

„Im — ja — Ehrenfache!“ räumte er sich. „Ja, ich vermag, die Kunst geht nicht nach Brot — ich merke es an Deinen andern Schwestern.“

„Was ist denn, Papa?“ fragte ein-tretend die singende Schwester. „Ah, wenn man berühmt ist — genügt es ja —“ Sie betrachtete wohlgefällig den rosigen Einband des Buches, den Mama schon mit Tränen genest hatte.

Die andere Schwester spielte gerade die bekannte Chornote, die so hinauf und hinunter springt, daß man glauben muß, ein Floh springe voran und solle gehorcht werden. Mutter fand allerdings den Vergleich aus dem Mund einer Schriftstellerin höchst unästhetisch — aber man konnte doch nicht von dem Flohgefühl dabei loskommen. Die Schwester ließ also den Floh einmal fliegen und kam, um das geistige Kind der Familie zu bewundern.

Tags darauf brachte der Briefträger einen Sack Briefe. Mutter zitterte schon. Sie hielt es für Rezensionen und Lobartikel. Es waren aber nur Einladungen zu Kaffeekränzchen.

Unter dem Schutz der Mutter mußte nun die Schriftstellerin ihren Ruhmesweg mit Schlagladungen und Kuchen beginnen. Dabei übernahm die Frau Mama die Rolle eines Impresario, oder, wenn es nicht zu respektlos klingt, möchte man sagen, sie war eine wandelnde Kellamäule für ihre Tochter. Da ihr die anezogene Bescheidenheit verbot zu sagen, daß sie in Buchform gedruckt sei — natürlich bildlich gesprochen — mußte es Frau Mutter sagen. Und sie tat es stets zur rechten Zeit. Das muß man sagen, Mama vergaß nie den rechten Moment zu ergreifen und zu sagen: „Meine Tochter ist nun in Buchform erschienen.“ Die Wirkung war jedesmal schier überwältigend. Wirklich, sie war verblüffend, zumal die Folgen überstiegen selbst die tüchtigste Phantasie der Schriftstellerin. Sie dachte ja noch immer daran, wie alle die guten Freunde und Bekannten so lehaft bedauerten, daß sie kein Buch von ihr kaufen konnten. Und nun?

Duende von Händen streckten sich ihr entgegen. Duend Augenpaare schielten sie an, und von allen Seiten schmeichelten und tosten die Damen. „Sehen Sie uns das Buch! Ja — bitte — leihen Sie es mir!“

Die liebe Mutter, unerfahren in Lebensgebräuchen, versprach in naiver Treuerzigigkeit allen Damen das Buch zu leihen. Aber als sie sich mit ihrer Tochter verabschiedete, zog jede Dame die „berühmte“ Schriftstellerin beiseite und flüsterte gärtig: „Nicht wahr, Sie schreiben mir auch eine Widmung hinein?“

Nun sah sie zuhaus und schrieb sich die Finger wund. Nicht an einem neuen Roman. O nein! Sie schrieb Widmungen in alle Bücher, die ihrer Mutter versprochen hatte zu besorgen.

Als sie endlich nach einem Jahr damit fertig war, war auch ihre Tante alle. Redaktal alle! Und da kam die Erleuchtung über sie. „Mama“, sagte sie mit tonloser Stimme, „ich habe meinen Beruf verfehlt. Ich sehe jetzt ein, daß ich berufen bin, den Kochstößel zu schwingen.“

„Ich glaube das bereitet mehr Genuß!“

Resigniert nickte die Mutter. Das war heute schon das dritte Bekanntnis, das sie hörte. Und als die Schriftstellerin in die Küche kam, fand sie schon ihre singende und ihre spielende Schwester im Kampf um den Kochstößel.

Als der Herr Papa dieses neue Trio hörte, verließ ihn sein heroisches Gleichgewicht, ganz verängstigt; er schaute er seine Frau an und fragte zagend: „Die drei Wäbels werden mich doch nicht verjungen lassen? Ich glaube es ist gefährlich, wenn ich von nun an ins Restaurant gehe, um zu essen! Denn ihre Kunst geht ja nicht nach Brot!“



Normale Coar-Landung haben Felsgerierung. Grauer Chindilla ist immer der beliebteste Netz gewoben, der mit perfekten Lamm gebraucht wird, da die weichen grauen Schattierungen besonders gut mit dem glänzend schwarzen Netz zu harmonisieren scheinen. Dieser Radmittags-Abhang aus perfekten Band — einem modernen Substitut für das sehr teure perische Lamm — hat „cutaway“ Liniem und der Stragen aus Chindilla-Chindilla ist sehr geradig über die Schulterpaare und trifft mit dem weiten Meeress zusammen.

Bilder aus Manaos.

In manchen Dingen, sehr fortgeschrittenen Stadt, aber ein teures Pflaster.

Durch die Gummi-Industrie des Amazonas-Extremes ist auch die herrliche Stadt Manaos zu großer Bedeutung gelangt. Sie wird in dieser Beziehung nicht so häufig erwähnt, wie Para; aber manche unparteiische Kenner, wie der amerikanische Konsul Kirk in Manaos, sind entschieden der Meinung, daß dieses schließlich Para als Gummi-Zentrum überflügeln werde.

Roerit nimmt es den zweiten Rang in diesem Handel ein; aber es macht mit raschen Schritten. Politisch ist es die Hauptstadt des brasilianischen Staates Amazonas, und es hat heute schon etwa 60.000 Einwohner (manche Nachschlage-Werte ziemlich neuen Datums sprechen erst von 14.000). Es ist schon von Natur aus ein bedeutend gesunderer Platz, als Para es jemals war, obwohl es nicht vollkommen frei von Malaria und Gelbfieber ist; und es besitzt in neuerer Zeit gute Wasser-Versorgung. Auch ist es dabei, sich ein sehr modernes Klimate-System anzulegen, und es unlängst ein elektrisches System eingerichtet. Obwohl nur 3 Grade vom Äquator entfernt, hat Manaos keine schreckliche Hitze; die Temperatur schwankt stets zwischen 85 bis 90 Grad.

Manaos liegt von Para aus drei oder vier Tagereisen landeinwärts, aber von Para aus nicht mit der Eisenbahn erreicht werden. Vielmehr muß man per Dampfer den Amazonasstrom hinauffahren. Die Schiffs-Verbindung ist aber eine vorzügliche; auch über den Dajon reicht sie teilweise direkt, und die Lokal-Patrioten tun sich nicht wenig darauf zu gute, daß man mit demselben Dampfer z. B. Rio York verlassen und unmittelbar an der Werfte von Manaos anlegen könne, ja, daß man, wenn man auf dem Schiff bleiben wolle, noch weitere 2000 Meilen stromaufwärts zu fahren vermöge. Ein so tiefes Eindringen des Dajon-Schiffverkehrs in das Binnenland kommt nur in Südamerika vor. Manaos wird als ein Platz zum Bauen und zum Reparieren von Schiffen von gar mancher Ozeanküsten-Stadt nicht erreicht.

Für die weitere Hebung des Gummi-Handelsverkehrs Manaos wird auch von der neuen, unlängst fertiggestellten Madeira- und Mamorel-Bahn viel erwartet. Der Madeira ist nämlich einer der vielen Flüsse, von deren Ufern Kaufleute nach Manaos für die Ausfuhr kommt; und es ist auch eine riesige Zahl Boote im Fluß — Handelsverkehr allein tätig.

Manaos ist eine sehr weltbürgerliche Stadt geworden. Amerikaner sind zwar außer dem genannten Konsul nur wenige ständig da — die Käufer von Gummi abgerechnet, welche den Amazonasstrom hinauf fahren — aber bedeutend mehr Deutsche und ungarischer ebenso viele Engländer, während die Kaufleute meistens Portugiesen sind. Doch bilden die Eingeborenen die Mehrzahl.

Es geht stets sehr lebhaft hier zu; und der fortgeschrittene Geist ist sogar bezüglich der Frauen — Moden in erstaunlichem Grade zu bemerken;

Vor der Zeit.

Eine bekannte Schauspielerin nahm sich sehr zu Herzen, daß das Publikum anfang, Bemerkungen über ihr Alter machen — sie war in den besten Jahren, aber doch noch nicht so alt, daß es ihre Eitelkeit nicht verletzte, wenn man von dieser Tatsache sprach.

Ein Kritiker befragte die Künstlerin um ihre Meinung über die Fortschritte der dramatischen Kunst, ein Thema, über das sie sich mit erlichtlichem Unbehagen äußerte wegen der Verleichte mit früher und der Erneuerungen aus der Vergangenheit.

„Aber, meine liebsten Fräulein, warum reden Sie nicht offen mit mir. Gerade von Ihnen erwartete ich Offenheit, denn man sagt doch, daß Damen mit grauen Augen...“

„O, die sind vor der Zeit grau geworden,“ fiel sie ihm eifrig in's Wort.

In der Wohnung des kürzlich verstorbenen Bildhauers Professor Otto Lessing in Berlin wurden familiäre Orden und Ehrenzeichen, deren Inhaber der Künstler war, auf noch nicht ermittelte Weise entwendet. Die Orden befanden sich in einem Geldschrank, der am Tage nach dem Begräbnis Lessings einen Augenblick lang offen stand. Als Vater kommt ein Lumpensammler in Betracht, der in der kritischen Zeit in der Wohnung vorpoch, Eingefasolungen werden all die Sterne und Kreuze immerhin andere paar Markt wert sein. Eine andere Verwendung wird ja der Herr Lumpensammler doch nicht für sie haben.

Bei Plymouth Junction, Pa., fand man den Farmarbeiter W. A. Spores von Waterloo schwer verletzt und von Kälte erstarrt neben dem Bahngelände. Er hatte als blinder Passagier mitfahren wollen, war aber auf's Glatte gefallen und wurde ihm ein Bein abgefahren und die Hüfte verrenkt.

Bei Leidsdicht, Laufburche: Hier sind die Eier, die Sie zum Kaufen bestellt haben, gnädige Frau! — Hausfrau (ohne sich umzudrehen): Danke; legen Sie sie nur da auf den Tisch. — Laufburche: Sie irren, gnädige Frau! Ich bin nicht das Subst, ich bin der Laufburche vom Kaufmann da drüben!